Der Betruf oder die Wiedergeburt eines verschollenen Brauchtums

Autor(en): **Inauen, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **40 (1999)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-405336

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Betruf oder die Wiedergeburt eines verschollenen Brauchtums

August Inauen †

In der Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges war in der Schweiz eine Tendenz zur patriotischen Rückbesinnung deutlich spürbar. Im Zuge dieser Entwicklung bemühte man sich vielerorts, altes örtliches Brauchtum auszugraben oder in Ansätzen noch Vorhandenes neu zu beleben. Alle diese Bemühungen und nicht unwesentliche Erfolge werden heute landläufig als Folklore bezeichnet – ein ausgezeichnetes Mittel, unsere Volksfeste neu zu beleben, die Stadtbevölkerung von ihrem «UR-Heimweh» zu erlösen, und die Volkskundler ganz ordentlich in Trab zu halten. Nicht in jedem Falle übernommen werden konnte bei diesem Tun die «Seele» des Gehabens, die Merkmale des meistens überaus langen Wachstums, die totale Integriertheit innerhalb einer gewissen Gegend oder Volksmentalität.

Unser gemeinsames Appenzellerland ist berühmt für den grossen Reichtum an althergebrachten Bräuchen. Vieles davon füllt Illustrierte und wird, so will es mir manchmal scheinen, bis zum Überdruss ausgewalzt. Viel anderes blüht noch im Verborgenen, uns selbst kaum bewusst, wie es zu unserer allgemeinen «Nestwärme» beiträgt. Und wenn es nichts anderes wäre, als einem uns auf Steg und Weg begegnenden Mitmenschen «Grüezi» und im günstigsten Falle auch noch «Aadie» zu sagen.

Angesichts der Zartheit jeglichen echten Brauchtums spielte ich Mitte der dreissiger Jahre mit dem Gedanken, den Betruf im Alpstein einzuführen. Erst viel später erfuhr ich, dass es sich diesmal um ein W i e d e r-Einführen handeln würde. Das kam und geschah so:

In jener Zeit arbeitete ich im obwaldnerischen Sachseln. Eines blauen Sommerabends sass ich mit Einheimischen auf dem Bänkli vor der Bude. Von irgendwoher zitterten sonderbare Laute vorüber. Manchmal, je nach Wind, beinahe verständlich, dann wieder weit weg und undefinierbar. Es hörte sich an wie Kirchengesang oder ein Hilferuf oder beides zusammen. Auf meine Frage orientierten mich die Einheimischen: «dä Bätrüaf».

Tief ergriffen wirbelte es mir durch den Kopf: Landsgmeed, Seealp, Stossfahrt, Striichmusig, Ösenherrgottstag, Senneschlotte, Meglisalp, Öberefahre, öseri Puure ond ösen Globe ond ... e k e n n Betruef. Im Verlaufe des Sommers prägte ich mir wenigstens die Melodie des Betrufes ein. Zutiefst in meiner kleingläubigen Seele wurde ein «schwadriges» Fundamentlein für den Betruf im Alpstein gelegt.

Just auf die Vorbereitungen für den unvergesslichen Appenzellertag an der Landi 1939 kehrte ich nach 14 Jahren Fremde überglücklich zur dauernden Bleibe in meine angestammte Heimat zurück. Autor und Regisseur des grossen Festspieles

hatten offenbar schon von einem Betruf gehört und fanden, dieses «Ding» liesse sich noch recht dekorativ und wirkungsvoll in das Spiel einbauen. Betreffend den Text waren sie insofern nicht verlegen, als irgend jemand denjenigen des Sarganser-Betrufes zur Verfügung gestellt hatte. Die Schwierigkeit aber bestand bei der Melodie. Bei der Suche nach einem Rufer stiess man auf mich. So wurde an der Landi 1939 das erste Mal (wieder) ein «Innerrhoder-Betruf» mit dem Text aus dem Sarganserland und der Melodie aus den Obwaldnerbergen gerufen. Nach der Vorstellung meldete sich dann prompt ein St. Galler Oberländer mit dem Vorwurf, wir hätten ihnen den Betruf gestohlen. «Gstole nüd grad, gad oogfrogede vetlüche», bekam er zur Antwort.
Wieder vergingen Jahre. 1943 befand sich unsere AI Kp II/84 im Aktivdienst zu Morschach ob Brunnen. Wir sassen gelangweilt auf der Treppe eines ausrangierten Hotels herum und warteten wieder einmal, diesmal auf das Hauptverlesen. Und wieder, wie damals zu Sachseln, hörte man vom Fronalpstock herunter dieses sonderbare rufende Beten. Diesmal war ich es, der meine Kollegen aufklären konnte. Einer von diesen, Franz Wild, «Hölderefranz», zur Sommerszeit Senn auf der Meglisalp, interessierte sich besonders lebhaft. Das war aber noch lange nicht die Geburt des Betrufes im Alpstein, als vielmehr das Einbringen eines zarten Samens in fruchtbaren Boden, in die Seele eines Bauern.
Wieder zu Hause, suchte ich eifrig nach Quellen, nach welchen sich nachweisen liesse, dass dieser Brauch vielleicht doch einmal hierzulande heimisch gewesen sei. Wohl wissend, dass dies die beste, wenn nicht gar überhaupt vorauszusetzende Bedingung für eine W i e d e r-Einführung sein könnte. Zu Anfang war die Ausbeute dieser Fahndung denkbar gering. Lediglich im «Semmler» (Sammelband), aufbewahrt im Landesarchiv zu Appenzell, steht geschrieben, dass ein Rathausbeschluss vom 5. Juli 1617 den Alpmeister auf Meglisalp verpflichtete, das «Ave Maria» entweder selber zu rufen oder dann jenem Alpknecht einen Lohn zu geben, der ihn allabendlich singe. Ein Gespräch mit dem damaligen Standespfarrer, Dr. Anton Wild, öffnete dann die eigentlichen Schleusen für das Gelingen des Vorhabens. Überrascht konnte ich vernehmen, dass vor einigen Jahren durch die Kapuzinerpatres Erich Eberle und Ekkehard Högger (letzterer in Appenzell aufgewachsen) ein bereinigter Betruf für den Alpstein, neu gefasst in Wort und Ton, geschaffen wurde. Ich vernahm auch von immer wieder vergeblichen Mühen, diesen in das Volk zu tragen. Bereits 1880 soll sich der damalige hochangesehene Landammann J.B.E. Rusch ohne Erfolg in dieser Sache betätigt haben. In den vierziger Jahren war es vor allem auch P. Armin Breu, welcher den Betruf auf schweizerischer Ebene studierte und auch für unser Anliegen journalistisch sehr aktiv war.
Dem «Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde» vom Jahre 1978, Heft 3, Seite 44, entnehme ich zur Schilderung der damaligen Situation folgenden Passus: «Bald wurde P. Armins emphatischer Begrüssung

Betruf auf Alp Sigel, Alpmeister Albert Neff, Lochbuebealbert, Fleckenmoos. →
(Photo Emil Grubenmann)

des neuen Betrufs widersprochen. Im Juni 1948 sagten in den ‹Neuen Zürcher Nachrichten› einige Akademiker und noch etwas junge Theaterkritiker, wie P. Armin sie nennt, dem Einführungsversuch im Alpstein das Scheitern voraus. Ein anderer, dem Betruf aber sehr verbundener Kritiker von P. Armin, Inauen, teilte deren Skepsis nicht. Er war der Überzeugung, die Zeit werde für den neuen Betruf arbeiten und meinte pragmatisch, alles Schreiben nütze wenig und verhelfe dem Betruf nicht zu einer besseren Aufnahme, wenn nicht dessen Träger, die Bauern selbst, ihn spontan und rückhaltlos aufnehmen würden. Die Zeit, auf die er setzte, und sein Vorgehen mit Fingerspitzengefühl haben ihm recht gegeben. Der Betruf ist letztlich ausgesprochen Sache der ihn ausführenden Laien, die ihn in keiner Weise als kirchliche Institution betrachten. Daraus erklärt sich vielleicht auch die zuweilen saure Reaktion auf die Aktivität von Kirchenleuten, die sich zu intensiv um einen vorhandenen oder einzuführenden Betruf ‹kümmerten›. Solche Reaktionen mögen mit ein Grund für das Scheitern vieler Einführungsversuche gewesen sein.»

Sommer 1946. Wieder ist Festspielzeit in Appenzell. Das an sich nach meinem Dafürhalten nicht sehr sympathische Gebaren des theatralischen Vorführens des neu geschaffenen Betrufes für den Alpstein ab der Bühne entbehrte nicht seiner Wirkung. Der oben erwähnte Franz Wild kam mit drei seiner Berufskollegen zu mir mit der Bitte und dem Antrag, sie möchten den Betruf erlernen und im Sommer in ihren Alpen rufen. Das erwähnte Samenkorn begann zu keimen.

Moritz Rechsteiner, seines Zeichens Stickereizeichner und eifriger Sänger im Kirchenchor, bemühte sich mittels echt christlicher Nächstenliebe und seines Harmoniums, mich musikalischen Zwerg zum Lehrmeister für die Betrufer auszubilden. Immer wieder sah er sich veranlasst, im wörtlichen Sinne, mit Nachdruck auf seine Tasten zu drücken: «So, August, sooo ...» Selbst als Bauernbub aufgewachsen, wusste ich um die Mentalität meiner «Schüler». Sie wollten keine offizielle «Schule» durchmachen und schon gar nicht so etwas wie einem «Betruferchörli», womöglich mit Präsident, Kassier und Aktuar, angehören. Diesem Bedürfnis wurde insofern Rechnung getragen, als jedem Einzelnen die Sache bei ihm zu Hause in seiner eigenen Stube beigebracht wurde. An vielen langen Winterabenden war ich bei den Leuten zu «Spiini». Da gab es allerhand köstliche Erlebnisse. Etwa wie der 50-jährige Vater in Anwesenheit seiner Kinderschar noch auswendig lernte wie ein Schulbub und zu singen versuchte, fast wie der Pfarrer in der Kirche. Oder jener vierschrötige Neunzehnjährige, dem das Singen nichts, aber das Auswendiglernen um so mehr Kopfzerbrechen machte, was wiederum seine um etwas jüngere Schwester hinter dem Stickrahmen zu dauerndem Kichern veranlasste.

Immer weitere Sennen kamen dazu. 1948 wurde der Betruf auf 13 Alpen regelmässig gerufen. Edle Stifter schenkten die hölzernen Betruftrichter, und der Betruf selbst, mit schöner Schrift auf Pergament geschrieben, zierte in den Hütten den Herrgottswinkel. An einigen Orten ging der Brauch auf den Nachfolger über, anderswo wieder wurde er vorübergehend unterbrochen oder tauchte irgendwo

auf einer Alp neu auf. Heute, 35 Jahre nach der Einführung, wird der Betruf auf 17 Alpen regelmässig und auf dreien zeitweise gerufen.
1977 weilte eine Studiengruppe des Musikwissenschaftlichen Instituts der Universität Basel unter der Leitung von Prof. Hans Oesch im Lande und erstellte in der Folge eine bemerkenswerte Studie über die Wiedergeburt dieses Brauchtums.
1979 erschien das Buch von Johann Manser, Appenzell, «Heemetklang us Innerrhode» im Verlag der Genossenschafts-Buchdruckerei Appenzell. In diesem allseits als hochwertig anerkannten Dokument betreffend Musik und Gesang im Appenzellerland, behandelt der Autor auch die Geschichte des Betrufs im Alpstein eingehend. Seine ausserordentlich gewissenhaften Nachforschungen ergaben eine Menge für uns ganz neuer Erkenntnisse. Er behandelte nicht nur das Aufleben dieses Brauchtums und den derzeitigen Stand als vielmehr dessen weit zurückreichende Wurzeln in unserm Lande. Daraus geht eindeutig hervor, dass so etwas wie ein Betruf hier seit Jahrhunderten bestand, ja als verkümmerter Rest bis weit in unser Jahrhundert erhalten blieb.
Die Träger dieses schönen Brauches aber haben sich vor ihrem eigenen Gewissen verpflichtet, ihn nach Möglichkeit regelmässig abends auszuüben, niemals aber auf «Wunsch» zu Unzeiten und am falschen Ort. Wohl war man zur Zeit, als die Idee des Betrufes wieder aufgenommen wurde, bereit, ihn als folkloristische Darbietung vor Fremden, zum Beispiel im Festzelt, anzunehmen. Dies ist heute, nach gut 30 Jahren, weder notwendig noch gern gesehen, dank eines an Leib und Seele gesunden Bauernstandes.

Der Betruf im Alpstein

Ave Maria.
Es walti Gott ond Maria.
Bhüets Gott ond erhalts Gott!
Bhüets Gott ond öse lieb Herr Jesus Chrischt,
Liib ond Seel, Hab ond Guet,
wo of dem Beg omme ischt.
Bhüets Gott ond de hälig Sant Moritz s gaaz Land
ond schick sini Gspanne ommenand.
Bhüets Gott ond de hälig Sant Maarti,
de s guet lieb Vech bewahr ond erhalti!
Bhüets Gotts ond de hälig Sant Antoni,
de s guet, lieb Vech vor Ogföll veschoni!
Bhüets Gott ond de hälig Sant Sebaschtia,
dass ösem Vech ke Gsöcht ond ke Chranked schad cha!
Bhüets Gott ond de hälig Sant Gall,
mit ösere liebe Hälege all.
Bhüets Gott allsame, seis Fründ oder Find,
ond die lieb Muettergottes mit erem Chind.
Bhüets Gott vor allem Öbel ond Oofall,

alls im Lendli ond öberall!
Bhüets Gott ond erhalts Gott
ond s hälig Chrüüz.
Gelobt sein Jesus Chrischt
i ali, ali Ebigkät. Amen!
Ave, Ave, Ave Maria.

Erstdruck in: Appenzeller Kalender 261 (1982), 1981, S. 115-118

Über den Verfasser August Inauen (1913-1995), «Chügelers Guscht»: Bischofberger H., in: IGfr. 37 (1995-96) 98-101. Weitere Hinweise in: Bischofberger H., Rechtsarchäologie und Rechtliche Volkskunde, Appenzell 1999. S. 1047 (Register), bes. S. 548 (N. 32)